

Sitzung am 20. Mai 1882

Author(s): Schliemann, Finsch, A. v. Horn, v. d. Horeck, Schweinfurth, Andrée, Virchow, Schricker, Becker, v. Alten, Behla, Treichel, Bayern, Jentsch, Bujak, v. Schulenburg, Rochholz, Nehring, Bastian, Voss and Fritsch

Source: *Zeitschrift für Ethnologie*, 1882, 14. Bd. (1882), pp. 305-384

Published by: Dietrich Reimer Verlag GmbH

Stable URL: <https://www.jstor.org/stable/23027434>

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at <https://about.jstor.org/terms>



Dietrich Reimer Verlag GmbH is collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to *Zeitschrift für Ethnologie*

JSTOR

(8) Hr. Pastor Becker in Wilsleben bei Aschersleben meldet in einem Briefe an den Vorsitzenden vom 10. d. M., dass er die in der Sitzung vom 20. November 1880 (Verh. S. 297) besprochene Hausurne dem Königl. Museum übergeben habe. Er berichtet ferner über neue Urnenfunde aus der Nähe von Wilsleben, sowie über eine auf dem Stenderkloben bei Königsau ausgegrabene Urne von 17 cm Höhe und 23,5 cm Querdurchmesser mit weiter Oeffnung, engem Boden, ohne Hals und Henkel. Er fügt in Bezug auf letzteren Fund folgende Abschrift eines alten Fundberichts bei, welcher dasselbe Landstück betrifft:

Ausgrabung auf dem Stenderkloben.

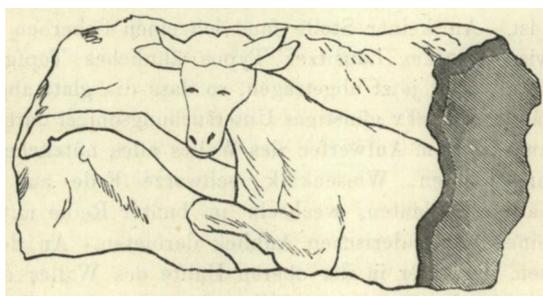
Aus Caspar Abel's Stifts-, Stadt- und Land-Chronik des Fürstenthums Halberstadt, erschienen im Jahre 1754:

S. 612: „Man hat daselbst (auf dem Stenderkloben im resp. bei, dem jetzigen Dorfe Königsau) 1737 einen grossen Stein aus der Erde gepflügt, in welchem ein liegender Ochse gar kenntlich abgezeichnet war, welchen ich selbst auf dem Amte Winnigen in Augenschein genommen; von dannen er nach Hötensleben (liegt bei Schöningen, unweit Schöppenstedt) der damals daselbst wohnenden verwitweten Landgräfin von Hessen-Homburg zugeschickt worden.“

Im Vorbericht heisst es weiter:

„Zuvörderst will ich dem curiösen Leser einen zuverlässigen Bericht von dem heidnischen Monument, dessen ich beim Jahre 1752 gleichfalls im Vorbeigehen gedacht, vor Augen legen, welchen mein Vetter Chr. L. Behrens, damaliger Informator auf dem Amte Winnigen und jetziger Prediger zu Gr. Schierstädt, auf mein Anrathen zu Papier gebracht. Der Ort, wo es gefunden worden, war ein mittelmässiger, doch ziemlich langer Berg über dem ehemals wüsten, nun aber wieder aufgebauten Dorfe Hargisdorf und dem Ascherslebischen See, genannt der Stein- oder eigentlich Stenderkloben. Was ein Kloben bedeute, ist den Ackerleuten bekannt, nämlich ein Stück Feldes, das, von anderen abgesondert, von der Höhe sich herunterzieht und in einen stumpfen Winkel endet. Er wurde insgemein der Steinklobe benannt, weil er vordem ganz mit grossen aus der Erde hervorragenden Steinen besetzt gewesen, von denen aber die meisten mit der Zeit ausgerodet und Acker daraus gemacht worden. Ein Theil aber von der Höhe blieb unbestellt liegen und war voll grosser Steine, die theils neben, theils über einander lagen und solche Kränze oder Kreise vorstellten, als man um und auf heidnischen Grabhügeln zu erblicken pflegt, dass also nicht daran zu zweifeln, dass auch daselbst ein heidnischer Begräbnissplatz gewesen, ja weil der Steine so sehr viele waren, musste nach Arnkiel's Urtheil in Cimbr. Begräbn. I, 2, c. 4, § 5, wohl gar ein Treffen daselbst geschehen sein, welches auch nach Calvört's alt Nieder-Sachsen p. 61, eine alte Tradition von dem Lübbensteine bei Helmstädt vorgiebt. Dieses Ackerfeld gehörte nun zwar nach Aschersleben, weil es aber zu weit von der Stadt entlegen, so war es an das Amt Winnigen verpachtet. Da nun die Amtsknechte sich beschwerten, dass sie durch einige noch in der Erde steckende grosse Steine im Pflügen sehr verhindert würden, so ward ihnen erlaubt, sie auszugraben, welches sie den 9. Juli 1737 thaten, erst etliche Steine an der Seite herausbrachten, darauf aber zwischen den Steinen einen Todten-Körper nebst einer Urne antrafen. Das Grab ging von Norden gegen Süden, wie nach Arnkielen I, 1. c. 14, § 2, der Cimbern Gräber zu gehen pflegen, es war mit grossen theils Sand-, theils harten Steinen ausgemauert, und sie mit dem festesten Kalke zusammengefügt. Ein jeder Sandstein aber von den untenliegenden war so zubereitet, dass ein jedes Glied des Körpers

in einer besonders dazu gemachten Höhlung lag. Am Kopfe, an den Seiten und zu den Füßen war die Mauer in die Höhe geführt, woraus genugsam anzunehmen, dass kein Gemeiner daselbst begraben wäre, weil nach Arnkiel Cimbr. relig. c. 42 allein der Vornehmen Gräber ausgemauert worden. Der Körper war nicht verbrannt, sondern beerdigt, wie denn die Cimbern und andere nordische Völker ihre Todten bald zu verbrennen, bald auch nach Arnkieln I, 1, c. 6 sie zu beerdigen pflegen. Er war aber in keinen hölzernen Sarg gelegt, sondern in die nach Messung der Glieder eigentlich dazu ausgehauenen hohlen Steine also eingefasst, dass er noch in völliger Positur zu erkennen war, inmassen die Glieder nicht auseinander gefallen, sondern noch zusammengehangen, dass man dessen Statur und Grösse daraus entnehmen könne. Nach Aussage der Knechte (worauf man zwar sich nicht sicher verlassen kann, weil sie sich ohne Zweifel wenig darum gekümmert haben) ist das Grab ungefähr 3 Ellen lang, der Kopf und die übrigen Knochen sind von ungemeiner Dicke und Grösse gewesen, die auch, da man sie angerührt und umgekehrt, nicht in Asche und Stücke zerfallen, sondern ihre Gestalt und Festigkeit behalten haben. In dem rechten Arm stand die Urne, welche 6 Zoll in der Höhe, im Umkreise aber sowohl des Bauches als der Mündung 18 hielt und das Ansehen hatte, als wenn sie aus schwarzem steinigem Thon gemacht wäre. Sie hatte keinen runden Fuss, sondern war unten ganz glatt und eben wie ein gemeiner Topf, wie die cimbrischen Urnen nach Arnkieln I, 3, c. 6, § 7, gestaltet sind, doch war sie auswendig voll bunter Striche, als wenn sie aus einem Schieferstein gedrechselt wäre. In ihr soll nichts als Asche gewesen sein, welche aber die Knechte gleich ausgeschüttelt, ehe es auf dem Amte kund geworden, daher man nicht wissen kann, ob nicht sonst noch was darinnen gewesen. Aus allen Umständen erhellt, dass diese Urne derjenigen Person zugestanden, die der Verstorbene im Leben am liebsten gehabt, und die er, da sie vor ihm gestorben, darum verbrennen lassen, damit er ihre Asche desto bequemer mit sich führen, und endlich mit in sein Grab nehmen könnte. Wie nun hierdurch das Alterthum dieses heidnischen Grabes zur Genüge erwiesen wird, so wird solches doch noch mehr durch den merkwürdigen Stein bestätigt, der in ihm gefunden worden und eine Seitenwand, aber viel länger gewesen, doch durch die unverständigen Knechte beim Herausarbeiten zerbrochen und der übrige Theil sammt anderen Steinen wieder hineingeworfen und versenkt worden. Er war von ungemeiner Grösse, einem Kieselsteine gleich und schlug Feuer, hatte aber eine Schärfe, wie ein Sandstein und war deswegen von denen, die sich darauf verstanden, für einen Kalkstein gehalten. In ihm war die Figur oder das Bild eines liegenden Ochsen



nicht ohne Mühe tief genug eingehauen. Der Ochse war also gebildet, dass er, wie die liegenden Rinder thun, das rechte Bein vor sich wegstreckte, das linke aber unter sich schlug und den Kopf linkwärts zur Seite nach dem Leibe zuwendet.

Weil aber gedachtermassen ein Stück davon abgeschlagen worden, so war der Ochse nicht weiter, als bis an die Lenden, doch deutlich genug zu erkennen, wie auch aus beigefügtem Abrisse zu ersehen. . . . Es ist insonderheit aus dem beschriebenen Stein zu schliessen, dass dies Grabmal einem Heerfürsten der Cimbern, deren Götze oder Wappen ein Ochse gewesen, dessen Kopf auch die Urien in der Schweiz, die sich von ihnen herleiten, eben als die Mecklenburger noch im Schilde führen, zugehört haben müsse.“ (S. 612: „Weil nun die Cimbern einen ehernen Ochsen als ihren Abgott oder vielmehr Merkzeichen und Wappen nach Plutarcho mit sich herumgeführt, so kam es mir ganz wahrscheinlich vor, dass unter diesem Stein ein vornehmer Cimper beerdigt worden.“)

(9) Hr. v. Alten in Oldenburg, schreibt über eine im dortigen Grossherzoglichen Schlosse befindliche

Glaspasta.

In Hinblick auf die Notiz in der Zeitschrift für Ethnologie Bd. III, S. 144 der Verhandlungen, sende ich Ihnen anbei den Abdruck eines ähnlichen Steines, oder vielmehr nicht Steines, sondern einer geschnittenen Glaspasta. Die Grundlage ist schwarz, die Fläche, worin der Schnitt ausgeführt, himmelblau, der Schnitt selbst schwarz, die blaue Fläche ist mithin durchschnitten.



Woher der Stein stammt, habe ich bis heute nicht ermitteln können, ich fand ihn im hiesigen Schloss in einem Kistchen mit allerlei Dingen ohne Interesse, doch sind Anhalts-Punkte da, wonach zu vermuthen, dass derselbe ebenfalls aus dem Herzogthum Schleswig gekommen, oder aus

Holstein, jedenfalls war er früher in Eutin¹⁾.

(10) Hr. Dr. Behla berichtet in einem Briefe an den Vorsitzenden d. d. Luckau, 18. Mai, über eine neue Untersuchung des

Freesdorfer Borchelt.

Da in der Umgebung des Freesdorfer Borchelt bei Luckau eine nicht geringe Menge von Stein- und Bronzeeräthen gefunden worden ist, so fühlte ich mich veranlasst, vor einiger Zeit diesen Rundwall auf eine etwaige subslavische Schicht zu untersuchen. Trotzdem ich aber an vielen Stellen bis auf den gewachsenen Boden eingrub, kann ich nur bestätigen, dass der Freesdorfer Rundwall eine durchweg slavische Anlage ist. An keiner Stelle fand ich einen Scherben mit Henkel oder überhaupt vor-slavisches, dem Lausitzer Typus ähnliches Topfgeräth in seinem Innern. Der Rundwall wird jetzt abgetragen, so dass die glatt abgestochenen circa 25 Fuss hohen Wände ein sehr günstiges Untersuchungsobject darbieten. Man kann hier deutlich sehen, wie zum Aufwerfen des Walles alles nützliche Material benutzt worden ist. Lehmschichten, Wiesenkalk, schwarze Erde aus der Umgebung, schwarze kohlenhaltige Schichten, wechseln in bunter Reihe mit einander ab, so dass die Wände einen fast malerischen Anblick darbieten. An der Ostseite ist es interessant zu sehen, dass hier in der oberen Hälfte des Walles eine circa 8 Fuss mächtige Schicht aus geformten, circa 1 Fuss langen und $\frac{1}{2}$ Fuss breiten Lehm-

1) Seitdem hat Dr. Bartels in der Zeitschrift für Ethnologie 1882, S. 196, diese neue Gemme schon mitbesprochen.